

DIENSTAG, 14. JUNI 2016
FAZ FEUILLETON

Die Schule der Gifte

Annäherungen an den „Zauberberg“

Ein Gerücht machte die Runde: Der Aufbauverlag plane, das Buch herauszubringen. Eine befreundete Buchhändlerin hatte es in den Listen des Leipziger Kommissions- und Großbuchhandels, des DDR-Monopolisten für Buchauslieferung, entdeckt und Bescheid gegeben. Das war eine Wiederveröffentlichung, es hatte bereits eine Ausgabe des Aufbauverlags existiert, unter anderem von Walter Janka betreut, der später verhaftet wurde und für den sich Katia Mann einsetzte; eine gediegene zigarrenbraune Ausgabe auf Büttenpapier im Bleisatz.

Die befreundete Buchhändlerin berichtete über astronomische Vorbestellzahlen. Chefärzte hatten über ihre Sekretariate ganze Listen eingereicht, Betriebsdirektoren Kontingente angefordert, beste Freunde und alte Bekannte, der überlebenswichtige Handwerksmeister aus der näheren Nachbarschaft meldeten ihre Ansprüche an: Die befreundete Buchhändlerin saß bedauernd, aber unternehmungslustig im Musikzimmer der Oskar-Pletsch-Straße 10, in dem wir Thomas-Mann-Hungrigen tagten, um zu beraten, wie wir an unsere Geistesnahrung kommen konnten, wenn, wie absehbar im Fall „Der Zauberberg“, ein sogenannter Versorgungsengpaß, sprich: eine Versorgungslücke, im Volksmund auch genannt: Totalausfall, drohte. Hatten wir jemand bei der Armee? Die dortigen Buchhandlungen, wußte die befreundete Buchhändlerin, bekamen nämlich auch Zuteilungen, und dort sei oft vorhanden, was im Zivilleben schon ausgestorben; immerhin sei es ihr, als ihr Sohn gedient hatte, gelungen, über ihn und eine sogenannte Militärische Handelsorganisation dringend benötigte Dachpappe zu ergattern. Leider kannten wir niemand als Soldat und brav. Vater arbeitete als Arzt und Kreisgutachter im Erzgebirgsstädtchen Dippoldiswalde, dort gab es eine kleine Buchhandlung, auch sie natürlich mit Zuteilung, auch sie aber leider, kein Wunder, mit Bestelllisten, die eher der Vormeldeklaude einer sozialistischen Autoreparatur glichen als einer realen Chance, mit den Damen und Herren des internationalen Sanatoriums Berghof in lesende Beziehung zu treten.

Gab es nicht noch einen Bücherschrank, in dem sich ein Exemplar dieses begehrten Buchs finden würde? Nicht in der Nähe. Und in der Ferne? Großvater lebte wieder in Hamburg, Castorps Landsmann, als ehemaliger Prokurist der Sächsischen Serumwerke genoß er eine ausgezeichnete Rente in harten Deutschen Mark; wenn alle Stricke rissen, keine Eisenbahn mehr über Rorschach und Landquart nach Davos fuhr, kein Schiff mehr über das Schwäbische Meer und seine „springenden Wellen“, dann würde ein Brief geschrieben werden müssen, ein sogenannter E-Brief, ein Entwicklungshilfe-, auch: Ernstfall-Schreiben, in dem mit kunstreichen Worten und raschen Erkundigungen nach dem Gang der Angelegenheiten in der Hansestadt, nach Gesundheit und Wetter doch nur die harte Not einer Bettelei eingekreist werden würde: Es nahe sich ja wieder Weihnachten, ob da nicht, im Gegenzug etwa zu einem Dresdner Stollen, in der nächsten Buchhandlung . . . jedoch, bitte, kein Taschenbuch. Man war verwöhnt, man hatte seine Ansprüche.

Die Hamburger Prozedur versprach zwar Erfolg, hatte aber etwas Endgültiges, Abschließendes, die Hamburger Prozedur war Bastaspruch und, gewissermaßen, Reißleine, sie ging, wenn gar nichts mehr ging, das war beruhigend, und man hatte etwas in der Hinterhand. Doch sie kratzte am Stolz. Und es war, bei aller Liebe, ja doch „nur“ ein Buch. So weit gehe die Liebe nun doch nicht, meinte Vater, an dem es gewesen wäre, den Brief zu verfassen; doch Vater erntete entschiedenen Widerspruch: Die Liebe ging allerdings so weit. Auf das Ersatzteil für den Warmwasserboiler konnten wir zur Not verzichten, auf gute Bücher keinesfalls.

Man beriet. Weitere Verwandtschaft im Jenseits? Kostbar, selten, mit Samthandschuhen und so weiter; Krokowskis fragwürdige Künste, Kräfte von drüben zum Erscheinen zu bewegen, hier in Form gelber Pakete der Deutschen Bundespost, Geschenksendung, keine Handelsware, standen uns leider nicht zur Verfügung. Auch war Vaters Bedenken nicht ganz vom Tisch zu wischen, im schon ganz mit historischem Edelmetall überzogenen Dresden der Vorwendezeit gab es noch mehr nicht als nur Ersatzteile für Warmwasserboiler.

Aber immer noch hatten wir kein Buch. Am Erscheinungstag bildete sich vor dem „Haus des Buches“ am Dresdner Postplatz Ecke Thälmannstraße eine riesige Warteschlange. Die befreundete Buchhändlerin winkte ab: Das Buch war ja schon durch die Vorbestellungen hoffnungslos überzeichnet, in die freie Verlosung kamen vier oder fünf Exemplare.

Nun gab es aber nicht nur Schlangesteher, sondern auch Buch- und Schallplattenschmuggler, genannt „die Buckligen“, weil sie die Bückware beschafften, die eben nicht auf, sondern unter den Ladentischen lag. Einen dieser „Buckligen“ kannte die befreundete Buchhändlerin. Heute ist er Professor und Direktor des Zeitgeschichtlichen Forums zu Leipzig; damals, als regimekritischer Bücherwurm, relegiert von der Humboldt-Universität mit der Aussicht, sich in einem Berliner Baubetrieb zu verdingen, befand er sich in jenem Kapitel der Großen Realsozialistischen Bildungsromans, das eine Frage als Überschrift trägt: „Wie kommt jemand dazu, dir einen bestimmten Teil der Weltliteratur vorzuenthalten?“ Als er die Antwort für sich gefunden hatte, reiste dieser junge Mensch gen Osten, zu den Antiquariaten in Budapest und Krakau, Prag, Olmütz und Lemberg, Danzig, wo Hans Castorp Schiffbau studierte und die Matzeraths einen Kolonialwarenladen betrieben; er reiste zu dem von den vielen Umbrüchen des zwanzigsten Jahrhunderts übriggebliebenen Strandgut deutschsprachiger Literatur.

Wie weit ging die Liebe? Bei der geringen Menge an Geld, die umgetauscht werden durfte? Sie ging so weit, daß die Alternative „hungern oder Buch kaufen“ überhaupt keine Alternative war, es wurde alternativlos gehungert, um an „Masse und Macht“ von Canetti oder Freuds „Psychopathologie des Alltagslebens“ zu kommen. Wenn solche Schätze geborgen waren, mußten sie über die Grenze gebracht werden. Hier zeigte sich, daß es kein Nachteil war, nach dem Abitur im Staatsarchiv von Potsdam preußische Zollakten über den Schmuggel im damaligen Eisenbahnwesen studiert zu haben. Die preußischen Eisenbahnschmuggler nämlich hatten mit einem Schlüssel oder einem Schraubenzieher die Verkleidung an der Wand der Zugtoiletten entfernt und im plötzlich sichtbaren Hohlraum ihre Konterbande verwahrt. Das Merkwürdige war, daß es sich in den Zügen der Deutschen Reichsbahn, mehr als hundert Jahre später, noch immer so verhielt.

Aber der Schmuggler, dieser „Bucklige“ war teuer. Zwar erklärte er, daß den „Zauberberg“ zu besorgen kein Problem sei, verlangte aber dafür einen Büstenhalter der Größe 80G, die sogenannte Große Extra Hebe, die es in Dresden nur bei Evana-Mieder, einer wundersamerweise noch immer existierenden Miederwarenmanufaktur auf dem Weißen Hirsch, käuflich zu erwerben gab. Das Geschäft, von uns nach der Inhaberin Ruth Vogel nur „Busen-Vogel“ genannt, bot nicht nur Einblicke in die Geheimnisse weiblicher Unterkleidung, sondern auch in die der Mangelwirtschaft und Materialbeschaffung, wie wir erfahren mußten, als wir vorsprachen; man war bei „Busen-Vogel“ selbst am Erwerb des Romans „Der Zauberberg“ interessiert und gab die Große Extra Hebe nur im Tausch gegen ein Exemplar des Buchs ab. Damit aber konnten wir nun gerade nicht dienen, gaben aber die Adresse des Schmugglers weiter. Die Schriftstellerin Katja Lange-Müller, die damals in Udo Posbichs Druckerei als sogenannte Einarmige Elefant in einer Linotype-Setzmaschine stand und den „Zauberberg“ als Privatdruck auf exakt 444 Seiten setzte, kannten wir damals noch nicht.

Blieben die hiesigen Antiquariate. Im Antiquariat Dienemann residierten Herr Leukroth, Jahrgang 1899 und noch in der alten Frauenkirche getauft, und seine Tochter, das Fräulein Leukroth, sie legte Wert auf diese Bezeichnung. Den „Zauberberg“ entdeckte ich sofort, er steckte im Thomas-Mann-

Regal in der braunen Thomas-Mann-Gesamtausgabe, Aufbau Verlag, 1953. Auf dem Schmutzblatt war mit dem Zitterbleistift der an Parkinson leidenden Hände des alten Leukroth eine „10“ eingetragen, ein lächerlicher Preis. Das Fräulein Leukroth hatte mich natürlich entdeckt, sie saß am Tisch im sogenannten Zwischenzimmer, einem schmalen Gelaß zwischen dem eigentlichen Antiquariat und der Buchhandlung vorn, die ebenfalls unter der Institution Dienemann lief, und die Fräulein Leukroth, ihrer Abneigung gegen aktuelle Druckerzeugnisse wegen, nur widerwillig betrat. Sie saß am Tisch und telefonierte. Als ich vorüberschleichen wollte, legte sie die Hand auf den Hörer.

„Junger Mann, Sie können nicht einfach dieses Buch mitnehmen.“

„Aber es steht im freien Verkauf.“

„Denken Sie.“ Das Fräulein Leukroth schnickte empört über mich Ahnungslos den Kopf zurück. „Geben Sie mal her.“ Den Titel musterte sie kurz, länger dagegen den Preis. Nahm einen Radiergummi und schabte ihn, den Telefonhörer zwischen Schulter und Kinn geklemmt, weg, schrieb einen anderen hinein. Ich wußte schon: Man mußte würdig sein, wollte man die Schätze des Antiquariats Dienemann käuflich erwerben. Man konnte nicht einfach daherkommen und glauben, hier jedes Buch mitnehmen zu dürfen, nur weil es in den Regalen stand. Das Fräulein Leukroth widmete sich wieder dem Telefon, bedeckte nach ein paar Minuten erneut den Hörer und warf mir eine Entscheidungsfrage zu: „Wer hat die ‚Stunden im Garten‘ illustriert?“

Das war eine Idylle von Hermann Hesse, Insel-Bücherei, mein Onkel besaß und liebte sie.

Ich nicht. Hexameter über Unkrautrupfen.

„Gunter Böhmer! Merken!“

Ich versprach's.

„Na denn.“ Und Fräulein Leukroth überließ mir das Buch, in dem nun auf dem Schmutzblatt eine „50“ eingetragen war. Mit meiner Beute ging ich nach vorn, klopfte bei Herrn Leukroth, der die Kasse verwaltete und gerade im „Kabinett für Ankauf und Ersatzmaterial“ auf einer Leiter beim Packpapier und gestapelten Bohnerwachsboxen tätig war, eine Zigarre zwischen den Lippen, die sich gefährlich nah am Leichtentzündlichen bewegte.

„Na, junger Mann, was haben Sie denn da?“

Ich reichte ihm den „Zauberberg“, mit unruhigen Händen. Ich wußte: Es war noch nicht vorbei. Herr Leukroth blätterte im Buch, und sein Gesicht verfinsterte sich. Von der „50“ radierte er die Null ab, zögerte.

„Aber Thomas Mann ist der Beste. Ein Heiliger der Schrift!“

Und Herr Leukroth hob die Hand mit der Zigarre, wie um höhere Mächte anzurufen.

„Aber ich geb's nich her“, sagte er.

Ich protestierte.

„Ich kann mich gegen Umsatz wehren, junger Mann!“

Die Rettung war mein Onkel, Bratschist in der Staatskapelle Dresden, die zu einer Tournee durch die Sowjetunion aufbrach. Von dieser Tournee brachte er, aus dem Moskauer „Meschdunarodnaja kniga“ (Internationales Buch) ein Exemplar des „Zauberbergs“ mit, hinten war der Preis eingestempelt: 1 Rubel, 25 Kopeken.

Wir selbst lebten in einem Zauberberg, es war, nicht nur für mein Gefühl, ein Buch der Gegenwart in den achtziger Jahren, der Zeit der Agonie vor der Revolution 1989. Wir lasen Thomas Mann und fühlten uns gemeint und betroffen. Wir? Ich nannte uns die Türmer, denn so kam es mir vor: eine Gesellschaft von Menschen, aus der Zeit gefallen, ohne deshalb weltfremd zu sein, zu Hause mehr in imaginären Ländern als in dem, das wir uns nicht hatten aussuchen können. Die Reise, die der junge Hans Castorp unternahm, war es nicht auch die unsere? Wohin verschlug uns der Traum, der so verheißungsvoll begonnen hatte nach einem der schrecklichsten Kriege, der Traum vom Aufbau einer neuen Gesellschaft, in der es allen Menschen gutgehen sollte, in der Gier und Geld nicht mehr existierten; der Traum von der Morgenröte einer neuen Menschheit?

Das Lesefieber, das Zauberberglesefieber brach aus, ich erinnere mich, daß Freunde, Verwandte und Bekannte mit ungesund geröteten Wangen, wie es der Autor über gewisse Moribunde in seiner Lungenheilanstalt schreibt, tagelang in das Buch vergraben waren, wie einzelne Figuren nachgeäfft wurden und es eine Zeitlang viel Zustimmung einbrachte, im sogenannten „Saftladen“, einer Handlung des Kombinats Obst, Gemüse, Speisekartoffeln, seine Wünsche im Stil Mynheer Peeperkorns vorzutragen. Das Buch wurde abgeschrieben und abgetippt, wobei das Abtippen möglichst auf bundesdeutschem Blaupapier zu erfolgen hatte, denn damit konnte man sieben Kopien anfertigen, nicht nur zwei oder höchstens drei wie auf hiesigem Kohlepapier. Die wenigen Exemplare der Aufbau-Ausgabe, die es in einen Haushalt hier oben geschafft hatten, wurden nach Vormerkungslisten ausgeliehen.

Woher kam die Faszination? Wir lasen eine Sprache, die anders war als die, die man sonst im Alltag, in den Zeitungen, den Nachrichtensendungen zu hören und zu lesen bekam. Das war kein Parteideutsch, keine lingua tertii oder quarti imperii, das war eine edle, bis ins kleinste ausgehörte Sprache voller Grandezza und Musik, schweifend und zugleich schwarzspanisch streng, die Kadenzierungen verrieten Gehör, die Klangbildung war satt, anspielungs- und farbenreich, die Satzperioden rollten geräumig und gleichmäßig wie Tiefwasserdünung, die Hypotaxen waren komplex, aber nicht undurchsichtig, die Anschlüsse und die Beziehungen der Satzglieder untereinander blieben immer erhalten; Mann schrieb klar, ohne den Gefahren der Klarheit, Trockenheit, platte Eindeutigkeit und Sprödigkeit, zu erliegen, die Sätze hatten immer Parlando, etwas Einladendes und angenehm Geselliges, jemand sprach da und schien bequem, aber aufrecht auf einem Patriziersessel zu sitzen, das wirkte zwar distanziert, aber dennoch nicht abweisend, das war bewegte Masse, die manchem schwerfällig erscheinen mochte, auf mich aber tänzerisch wirkte; viel wurde beim Bewegen mitbewegt; ein Musizieren voller Eleganz, gefährlich, mit hundertzünftigem Orchester, tonnenschwer und doch so leicht. Gravitäisches kam vor, manche Umständlichkeiten auch, mich störten sie nicht weiter.

Die süßen Gifte hatten mich, und ich wußte nicht, wie. Eine Zeitlang hatten sie viele derer hier oben, wie auch unser Viertel bald genannt wurde; hier lebten Professoren, Techniker, Ärzte, etablierte Künstler, die dem Staat zwar mehr oder weniger skeptisch gegenüberstanden, ihm aber doch qua Position und Mittun verbunden waren, manche auch aus Überzeugung. Die Lähmung des Zauberbergs, das Gefühl, Patient zu sein und abends, wenn die große Liegekur anbrach, zu den Toten auszuschiffen: es traf unser Lebensgefühl auf beklemmende Weise. Auch der Weiße Hirsch hatte seinen Ruf als „Bad“, der freilich längst verweht war, als Kurort gewonnen, die psychiatrischen Heilstätten der Doctores Lahmann, Steinkühler, Teuscher, in Oberloschwitz das müllersche und das Weidnersche Sanatorium, von dem aus Gerhart Hauptmann den Untergang Dresdens sah, hatten einst, wie Davos, illustre Gäste beherbergt; Thomas Mann selbst war 1905, mit dem Manuskript der „Königlichen Hoheit“ in der Tasche, zum Weißen Hirsch gereist, hatte das Eisenbahnglück erlebt,

aus dem dann eine Novelle wurde, war mit Doktor Lahmanns Grahambrot und kalten Güssen traktiert worden.

Freilich, solches Essen und so ausgepichte Vergnügungen wie im Berghof gab es in unserem Zauberberg nicht mehr, der war verrotteter, ärmer, erinnerungsselig; in der Kriegszeit Wehrmachtlazarett, war es inzwischen ein Lazarett der Roten Armee, sowjetische Offiziere und Soldaten gehörten zum Straßenbild. Man hatte das alles einmal schöner gekannt, das war es nun nicht mehr; in Bukarest wurde gehungert und gefroren, in Moskau schien herrschte die Zastoi, Breschnews Stagnationszeit, selbst die Uhren kreisten immer tiefer in die Vergangenheit, nicht mehr in die Zukunft. Daß Thomas Mann von Giften, und nicht nur von süßen, sprach, diskutierte der Lesekreis, der sich um Frau Bibliotheksrätin Krummsdorf gebildet hatte. Ein anderer, der im Lingnerschloß unter dem Schirm des roten Barons von Ardenne tagte, im sogenannten „Klub der Intelligenz“, wagte sich an die Linien, die der ätzende Geist Naphtas zog. Bei meinem Onkel wurden Castorps Platten nachgehört, beim „Lindenbaum“ hörte man Schlusnus respektvoll zu, bevorzugte aber das Duo Anders/Raucheisen.

Gifte und Vergiftungen im Roman „Der Zauberberg“, darum ging es auch in einem Vortrag des Toxikologen Hoffmann, gehalten im „Haus des Lehrers“, Kaffee frei, Spirituosen und Tabakwaren bei Bedarf bitte mitbringen. Erörtert wurden die medizinischen Gifte, vor allem, wie es bei der Tuberkulose zugeht. Hoffmann äußerte sich zum Kapitel „Die große Gereiztheit“, das ebenfalls Vergiftungsmerkmale schildere. Wie zwar aus einer Krise, aber trotzdem: Keiner wisse so recht, wie ein bisher friedliches Volk in Zank und Streit verfallt, sich spaltet in Gut und Böse, in aufgeklärte Demokraten und Pack, wie Zeitungen tendenziös würden und es in manchen Fällen noch nicht einmal bemerkten, wie selbstgerechte Kultur- und Medienschaffende ihre Leser oder Zuschauer zu erziehen sich anmaßen und es eine Kluft, plötzlich?, gebe zwischen der Politikaste und dem Volk, jedenfalls doch beachtlichen Teilen von beiden, wie die Auseinandersetzungen infolge von Wahrheitsbiegung, -unterdrückung, -steuerung, -färbung, auch infolge von lücken- oder glatt lügenhafter, weil nicht sein könne, was nicht sein dürfe, oder gar gutgemeinter Berichterstattung, die immer noch der Feind der guten sei, an Schärfe zunähmen, daß ihm bange werde, vielleicht werde es einen Donnerschlag geben wie am Ende des Romans. Und zitierte Brecht, ob es nicht besser sei, die Regierung löste das Volk auf und wählte ein anderes; und ob es nicht ein Problem sei, daß genau dies manche Regierungen mittlerweile täten.

Und es gebe noch ein Gift: die Tusche, die man für die Vertuschungen brauche, für die Abstreitungen bestimmter Sachverhalte, die Überschreibungen von im Grunde einfachen Wahrheiten, so daß sie fast so kompliziert wie Verblendungen aussähen sowie, sonderbar genug bei Tusche, für die Gesichtswahrung; Tusche mit dem Namen „alles ist ganz anders“, dieser ganz besondere Saft interessiere ihn ganz besonders.

An die Wiederlektüre des „Zauberbergs“ ging ich skeptisch. Ich hatte hin und wieder in den „Joseph“ geschaut, die Manierismen schreckten mich ab, das „fein-feine“ Erzählen, die Altherrenerotik vom Zeugezwerg Dudu und der Episode mit Potiphars Frau. Beim Blick in die Erzählungen schien es mir, daß es den Schutzgeistern des Mannschen Werkbergs an so mancher Stelle nicht gelungen war, den Kitsch in gebührendem Abstand zu halten. Aber dann las ich zwei Reisebeschreibungen wieder, beide weniger bekannt: „Meerfahrt mit Don Quijote“ und die als Gast der Stinneslinie, während oder nach einer Recherchefahrt zum „Joseph“, angefertigte Skizze „Unterwegs“, Meisterstücke beide, die mich sofort wieder für Thomas Mann einnahmen.

Und dann der „Zauberberg“, er nahm mich nicht nur ein, sondern gefangen. Ich staunte, daß das so war, ich hatte gedacht, abgebrühter zu sein. Keine mitreißende äußere Handlung, kein spannender Kriminalfall, kein James Bond einarmig an der Eiger-Nordwand und Feuchtgebiete nur in Form von Dämpfungen, die Hofrat Behrens beim Lungeabklopfen feststellte. Dafür Langsamkeit, bedächtiger

Tonfall, die Personen gehen viel (bei Thomas Mann wird gegangen, nicht gerannt), einspinnende Kraft von Sprache und Szenerie, Bewohnbarkeit – in einem Buch, das ich liebe, will ich wohnen –, und nichts schien überflüssig zu sein, kein Detail blieb stumm. Nicht die Singvögel, deren Zone Hans Castorp beim Aufstieg mit der Eisenbahn hinter sich gelassen zu haben glaubt – im Kapitel „Totentanz“ werden sie metaphorisch zurückkehren, als Sterbende oder „Zeisige“, wie Hofrat Behrens sie nennt. Nicht die Kohlepartikel auf dem Umschlag von „Ocean steamships“, nicht die Tanzmusik, die immer wieder aufspielt, diskret im Hintergrund zunächst, bis sie zur „Fülle des Wohllauts“ und zum argen Tanzvergnügen wächst, in das Hans Castorp und die anderen Berghofgäste gerissen werden.

Die Genauigkeit der Motivarbeit reicht bis in die Kleinigkeiten: „Abtanzen“ ist das Wort, das Hofrat Behrens gebraucht, um seinen Zustand nach zwei falsch gerauchten Zigarren zu kennzeichnen. Die Motive bilden Beziehungsketten innerhalb des Romans, wandern aber auch in die Nachbarwerke: Die Hadesfahrt des „Zauberbergs“ findet ein Echo im „Joseph“-Vorspiel, der „Höllenfahrt“; Hermes geleitet nicht nur die Sanatoriumsseen, sondern auch die im „Tod in Venedig“ und in Weimar; Hermes, die geheime Hauptfigur, schwebt zwischen und über den Kapiteln.

Bis zum vierten Kapitel ist Hans Castorp nur einen Tag bei Denen hier oben. Im fünften Kapitel drei Wochen. Er liegt krank und wird von Doktor Krokowski besucht auf Zimmer 34, dessen Quersumme sieben ergibt und damit auf Frau Chauchats Zimmernummer verweist, insgeheim vielleicht in Rom liegt, in der Via Torre di Argentina 34, wo Heinrich und Thomas Mann zusammen lebten und Thomas Mann an den „Buddenbrooks“ schrieb. Krokowski steht plötzlich im Zimmer, Castorp hat in leichtem Nachmittagsschlummer gelegen, kein Schrittgeräusch hat den Arzt mit dem schwarzen Bart angekündigt, er erscheint, „als wäre er durch die Lüfte geflogen“, und ist doch nur, so Castorps und des Erzählers abwiegelnde Beruhigung, zur offenen Balkontür hereingetreten, vom Umgang draußen, auf dem man jedes Zimmer von außen erreichen kann. Eine Szene vollkommener Magie, die kein Gleis braucht, weil die wahren Zauber woanders liegen, nicht in Hogwarts, so berückend und erfolgreich diese Erfindung auch sein mag.

Die wahren Zauber sind die, die die Wirklichkeit mit uns macht: daß eine Clawdia Chauchat Hans Castorp, obwohl er ihr fremd ist, sekundenlang ansieht, als wüßte sie etwas über ihn, das sie eigentlich nicht wissen kann („eigentlich“: Wissen wir, was das Netz über uns weiß, sieht jemand von einer Website, die wir aufrufen, zu uns zurück?); daß Jahre und die Zeit, die man doch Sekunde um Sekunde ohne die Schritte eines Regisseurs durchlebte, plötzlich hinter einem liegen und zusammengeschnürt scheinen auf einen kläglichen Rest; daß man ins Leben gerufen wird und doch sterben muß; wie die Tage, je älter man wird, um so rascher unter den Händen zu zerbröckeln und zu zerbröseln scheinen, „und plötzlich ist es Abend“, wie ein Landsmann Settembrinis, der Dichter Salvatore Quasimodo, schrieb. Und wie die Zeitwirtschaft des Zauberbergs auch die im „Flachland“, unser Gebiet der Legislaturperioden und Vermittlungsausschüsse, regiert, „Grauen darüber war seinen Jahren noch fremd“, sagt der Erzähler über Castorp; wir wissen, was ihm blüht. Nicht nur Clawdia Chauchat, die Schleichende mit dem rötlichblonden Haar, Kupferfrau und innerlich schadhafte Bergkönigin, die so liederlich mit den Türen schmettert. Eine nebensächliche Information, so könnte man meinen, doch im Werk Thomas Manns gibt es, wie in dem innerlich verwandten Richard Wagners, keine nebensächlichen Informationen, überflüssigen Kapitel oder hängenden Motive, alles fügt sich in einen größeren Zusammenhang, bildet Subtexte, Verwandlungs- und Beziehungskomplexe, erzählt noch andere Geschichten als nur die, die an der Oberfläche auch den sogenannten normalen Leser ködern soll.

Bevor Frau Chauchats Tür so geräuschvoll ins Schloß fällt, läßt sie einen Blick auf ein Thomas-Mannsches Grundthema zu: wie sich jemand, heiße er Castorp, Ziemßen oder Aschenbach, Friedemann oder Leverkühn, Haltung zu geben versucht und scheitert, wie eine Ordnung gegen die als unordentlich gesehene Welt aufgebaut wird und wie das Chaos diese Ordnungsversuche hinwegspült, am augenfälligsten in der „Walpurgisnacht“, wo Castorp ins Französische durchbricht

und das aufgestaute Begehren um Frau Chauchats Bleistift tanzt, und in den Paradies- und Höllenvisionen des „Schnee“- Kapitels, in dem der berühmte kursiv oder gesperrt gedruckte Satz, eine Art Präambel des „Zauberberg“-Grundgesetzes, fällt: „Der Mensch soll um der Güte und Liebe willen dem Tode keine Herrschaft einräumen über seine Gedanken.“

Leben, Rückzugsgefecht gegen den Tod. Durch den Tod gehen: Voraussetzung für das Leben. Hier schrieb kein bloßer Ironiker und kalter Arrangeur zusammengeborgter Motive, wenngleich der „Zauberberg“ auch dies ist: Auseinandersetzung mit den Mythen der Antike und den Märchen Andersens, dessen Vornameninitialen, H. C., wohl nicht zufällig mit den Anfangsbuchstaben des Protagonistennamens übereinstimmen. Je weiter ich las, desto mehr erschien mir Thomas Manns Ironie als Abwehrzauber, seine oft beschworene angebliche Kühle als Schutzschild, die Rationalität seines Erzählens als eine Tarnung, die magisches Denken verbirgt, Pathos; Thomas Mann ist in Wahrheit und im Gegensatz zu den geläufigen Etiketten, die ihm anhaften, der pathetischste Erzähler der Klassischen Moderne. Magisches Denken? Zum Beispiel, daß es gelingen kann, wenn man nur standhaft und pflichtbewußt und heroisch genug ist als Zinnsoldat, die Dämonen aus dem wirklichen Leben fernzuhalten, indem man sie in die wohlgewobenen Gefängnisse des fiktiven Lebens bannt.

Oder daß die Schaffner auf den Bahnsteigen der Unterweltzüge, die auch zum Palast der Schneekönigin, zum Zauberberg fahren, die Bootsmannspfeifen heben und uns zurufen: Davos-Platz, einsteigen bitte!

Uwe Tellkamp hielt die Rede, die wir hier gekürzt abdrucken, im Rahmen der von Klaus W. Jonas und Ilse-dore Jonas organisierten jährlichen „Zauberberg“-Vorlesungen in Augsburg.
Uwe Tellkamp